

Georg Schweinfurth.

Der Nestor der Afrikaforschung.

Wie ein Karfunkelstein aus längst vergangener Zeit ragt die Persönlichkeit Georg Schweinfurths, der heute in das neunste Jahrzehnt seines arbeitsamen, von unermüdblicher Forscherfähigkeit erfüllten Lebens eintritt, in unsere Tage. Bei der Erinnerung an das Lebenswerk dieses Mannes werden in unserem Gedächtnis die Zeiten wieder wach, in denen der dunkle Erdteil sein ganzes Innere der Menschheit noch hinter völliger Unerforschtheit verbarg, da von Afrika kaum mehr als das Küstengebiet mit seinem unmittelbaren Hinterlande oberflächlich bekannt war. Die Atlanten der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zeigen uns die Karte von Afrika noch zum größten Teile weiß, mit der Inschrift „Unerforschtes Gebiet“; selbst weite Küstengebiete waren noch herrenlos, nicht weiter als einige Meilen landeinwärts je von Europäern betretenes Gebiet. Unter den Pionieren, die sich die Erhellung der Rätsel des dunklen Erdteils zur Lebensaufgabe gesetzt hatten, haben deutsche Männer stets mit an erster Stelle gestanden. Eduard Vogel, Gerhard Rohlfs, Heinrich Barth, Gustav Nachtigal, Eduard Schnitzer (Emin Pascha), Georg Schweinfurth — sie alle, die zum Teil ihren Forschermut haben mit dem Leben bezahlet müssen, sind unter den großen geographischen Entdeckern des 19. Jahrhunderts mit rühmendster Auszeichnung zu nennen.

Georg Schweinfurth ist vielleicht der letzte lebende Vertreter jener polyhistorischen Forschergeneration, deren Wissen und Wirken die Schranken der einzelnen Disziplinen sprengte, die auf den verschiedenartigsten Wissensgebieten gleich große Leistungen zu verzeichnen hatte. Am 29. Dezember 1838 als Sohn eines aus Wiesloch bei Heidelberg stammenden Kaufmanns zu Naga geboren, wandte er sich der Botanik zu und vollendete diese Studien später in München und Berlin, beschäftigte sich aber gleichzeitig mit zoologischen, anthropologischen und geographischen Problemen. Auch die Paläontologie interessierte ihn stark; überdies war Schweinfurth ein vorzüglicher Zeichner, eine Kunstfertigkeit, die ihm in seiner Forscherstätigkeit glänzende Dienste leisten sollte. Nach vorbereitenden Reisen in Europa landete er 1863 in Alexandria zum ersten Male auf afrikanischem Boden. Er durchforschte die Flora des Niltales und drang als erster Europäer in die nubischen Küstengebiete am Roten Meer vor. Das Hinterland von Suakin, die Landschaft Salabat und das Abyssinische Grenzgebiet waren damals noch völlig unerforscht; schon hier wuchs Schweinfurth weit über seine ursprünglichen botanischen Aufgaben hinaus. Seine zweite Forschungsreise konnte er bereits im Auftrag der Berliner Akademie der Wissenschaften mit einer Unterstützung durch die Humboldt-Stiftung unternehmen.

Das Ziel dieser Expedition war die Erforschung der Gebiete westlich vom oberen Nil und der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo. Die Lösung der Aufgabe erforderte nicht nur einen Gelehrten von größter Vielseitigkeit, sondern auch einen Mann von großem Mut, Unermüdenheit und unermüdblicher Zähigkeit. Im Juli 1868 wieder auf afrikanischem Boden, reiste Schweinfurth nach Chartum, wo er an dem ägyptischen Generalgouverneur Isfah-Pascha eine starke Stütze für seine Pläne fand. Er brachte ihn mit einem einflussreichen Eisenhändler namens Ghattas, einem koptischen Christen, in der Person eines ungemein verdächtigen und hilfsbereiten Mannes, der dem deutschen Forscher gestattete, sich an eine seiner Karawanen nach dem Innern des Sudans anzuschließen. Ein zweiter Eisenhändler, der Kubier Mohammed-Abd-es-Sammat, ein ritterlich gesinnter Mufti, übernahm weiterhin Schweinfurths Führung, wobei der Forscher die Quelle eines wichtigen Zuflusses des Weißen Nils fand. Durch die Gebiete der Dinka und Kongo gelangte er zu dem großen und ethnographisch sehr interessanten Stamm der Niam-Niam, den er eingehend erforschte, und in dem Schweinfurth unverfälschte Kannibalen kennen lernte. Nachdem er deren Land durchzogen, kam er in das Gebiet der Noubutu, wo er gleichfalls längere Zeit verweilte, auch um die benachbarten Negersämme kennen zu lernen. Hier erhielt Schweinfurth auch die Gewissheit von der Existenz des Juvavollens der Alta, die bis dahin bestritten war, obwohl orale Ueberlieferungen von dem Vordahensein dieser Negerspezies berichteten. Die größten Vertreter dieses Stammes werden nur anderthalb Meter groß; auch Stanley hat, wie man weiß, später im Kongourwald am oberen Krwini ein derartiges, auf ungemein niedriger Kulturstufe stehendes Juvavoll gefunden.

Auf der Reise durch das Land der Noubutu entdeckte Schweinfurth auch den mächtigen Nellesfluß, dessen Unterlauf ihm freilich noch unbekannt blieb und den er infolgedessen noch für den in den Stäbchen mündenden Schari hielt. Erst später ließ sich feststellen, daß der Nelles der Oberlauf des Ubangi ist, der ein

Nebenfluß des Kongo ist. Wiederholt hatte der Forscher bei seinem Vordringen durch die völlig ungebahnte Wildnis und zwischen feindselig gestimmten Stämmen mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen; wiederholt war er in seinen Lagern von Bligblag und Feuerbränden bedroht; ein Brand vernichtete, schon als er sich auf der Rückreise befand, seine ganzen Tagebücher und einen Teil seiner Sammlungen. Er ergänzte sie wieder, soweit es möglich war; er schrieb seine Aufzeichnungen von neuem nieder, und als er im August 1871 wieder in Chartum eintraf, verfügte er abermals über ein ungemein reichhaltiges Forschungsmaterial. Er legte es in einem monumentalen Werke nieder, das unter dem Titel „Im Herzen von Afrika“ während der Jahre von 1872 bis 1874 entstand und das in sieben Sprachen überseht worden ist. Seine Sammlungen bereicherten die Berliner Museen.

Schon im Winter 1874/75 folgte Schweinfurth einem Rufe des Akademie nach Kairo, wo er eine geographische Gesellschaft gründete und bis zum Jahre 1888 dauernden Aufenthalt nahm. Während dieser Zeit unternahm er nicht weniger als zwölf größere Expeditionen in die Wüstengebiete zwischen dem Nil und dem Roten Meer, die er zum ersten Male kartographisch festlegte. Seine bedeutenden mineralogischen Sammlungen aus diesem Gebiet vermachte Schweinfurth wieder den Berliner Museen. 1881 erforschte er die Flora der Insel Sokotra; in den Jahren 1888/89 durchstreifte er das südwestliche Arabien. Dann siedelte der Forscher ganz nach Berlin über; er vermachte sein riesiges afrikanisches Herbarium dem preussischen Staat, der ihm innerhalb des Botanischen Instituts die erforderlichen Räumlichkeiten zur Verfügung stellte.

Unermüdblich schaffend und immer wieder sein geliebtestes Nilland in kleineren Reisen besuchend, hat Schweinfurth die letzten Jahrzehnte durchlebt. Tobte der Weltkrieg nicht, so würde wohl der heutige Tag ein Fest großen geistigen Begegnens der Forscher aller Länder sehen. Aber gräbt man den Urkränzen des Weltkriegs nach, so zeigt sich, daß der Kampf um Afrika darin sein großes Kapitel hat. Schweinfurth diente dem wissenschaftlichen Problem Afrika. Längst jedoch ist es ein weltpolitisches Problem geworden.

Kleines Feuilleton.

Künstlertheater: „Wölfe in der Nacht“.

Komödie von Thaddäus Kitzner.

Der Name Kitzner, eines in Wien lebenden Deutsch-Polen, rief die Erinnerung an ein vor Jahren aufgeführtes, arg verändertes Lustspiel wach. So konnte die Erwartung auf dies neue Werk nicht gerade hoch gespannt werden. Umso angenehmer sah man sich entsäuert. Seit dem Babrichen „Kongert“ erschien wohl kein mit so viel wirklichem Komödienblut getränktes Stück, das auch die Probe einer nachdenkenden Kritik zu gut befände, mehr auf der deutschen Bühne. Bagdadische Ausgelassenheit, die aller hergebrachten Maßstäbe spottet, verbindet sich mit psychologischem Feingefühl, das in dem Trübel toller Ueberrassungen doch immer eine sinnvolle, interessante Beziehung zu seelischen Möglichkeiten wahr.

Der Anfang, der von der Eigenart des Ganges nur erst wenig ahnen läßt und in der Richtung der Satire einige Verwandtschaft mit Thoinas' witziger „Moral“ zeigt, krochert durch die Geschicklichkeit, die einem himmlischen ideoinenden Motive drollige Komplikationen abgewinnt. Das junge, nervös exaltierte, doch warmherzig gutmütige Frauchen eines in allen Farben korrekt pedantischer Selbstgefälligkeit strahlenden Staatsanwalts, die in atemloser Erregung dem neuesten Sensations- und Morddroch in dem Gerichtssaal folgte und für den lächlichen, halb-unschuldigen dreinschauenden Angeklagten die härteste Schmachthe empfand, empfängt von diesem einen Brief, der dem gestrengen Gatten in die Hand fällt. Der Unglücksmensch, der von seinem Plage ihre Schönheit und ihr Mißgeschick bemerkt, bekümmert sich darin vor ihr selbst als schuldig. Sie glaubt's trotz alledem nicht. Doch ihr Witten und Beschwören, das Schreiben, das keinen andern als sie selber angeht, ihr zurückzugeben, prallt am Anteliefer des Gemahls ab, der sich das kostbare Bewußtsein um seinen Preis entgehen lassen will. Wie wäre es denkbar, daß hinter dieser Selbstbezichtigung, so seltsam ihre Form, etwas wie eine Rinte stecken könnte? Ein solches Dokument nicht auszugeben, bewies höchste Pflichtvergessenheit. Aber was der Gattin nicht genügt, bringt ein fremdes Dämchen, die Geliebte des Angeklagten, im Handumdrehen zustande. Die Vielseitigkeit hat unter anderen einmala auch ein Abenteuer mit dem Manne des Gefeges gehabt und droht, bei ihrer Zeugenerklärung darauf anzuklopfen, daß ihr Töchterchen aus jener Liebchaft stammt. Sie kennt den Herrn aus-gezeichnet und hilft ihm, dabei das Gesicht zu wahren. Weisliche

Werken lagen vor dem emsig studierenden Mediziner. Scharffenstein schnarchte.

Langsam schlich die Türe auf. Karl Eugens Kopf sah prüfend und argwöhnisch ins Zimmer. Hinter ihm stand der diensthabende Hauptmann. Zufrieden nickte der Herzog. „Wenn Er nicht ruhen kann, so bild' Er den Geist. Recht so! Hat er heut' Nacht nicht schlafen können? Er siehet elend aus. Habt ihr, Kerls, vielleicht wieder in Heimglichkeit was Schlechtes getrunken? Heh? Was sind das mit einem Male für Fiebersachen mit Euch? Von morgen ab kommt der Hoven auch herauf, und der Peterjen klagt über Kopfweg; einstweilen glaub' ich's dem noch nicht! Dem Scharffenstein ist doch nicht schlecht! er ist mir heute früh zusammengefallen. — Krankenwärter, wie geht es ihm jetzt?“

„O aut, herzogliche Gnad!“, bezugte der Alte mit gesträumtem Rücken und betuernd in die Luft gestellter Hand, „er nehmst fleißig die Pille und schlafet. I mein', der wird die maladie bald überschehn.“

„Schließ Er die Fenster, damit es den Herren nicht zieht; ich brauch' keine Todesfall in der Anstalt! Bon jour! Morgen ist Burgler(abführ)tag fürs Krankenzimmer!“

Als Karl Eugens Schritt verklungen war und auch der grinsende Wärter ging, sagte Scharffenstein, in der inneren Erregung seiner Gewissensbisse: „Im Grunde ist es verdammenswert, Schiller, daß wir die betrügen, die uns vertrauen.“

„Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte; weg dem von mir Sympathie und menschliche Schonung!“ Unbewußt waren die Worte geflossen, nun sah Fritz Schiller den neuen Schritt in seinem Werk. Mit strahlenden Augen griff er nach dem Kiel und schenkte den augenblitzgeborenen Sah seinem erbitterten Karl Moor, der sich selbst belog. — „Scharffenstein, widersprich mir oft!“ hat er glücklich. — „Sei stets anderer Meinung; das löset stärkeres Denken in mir aus. Der Streit fordert mich zu schärferer Kopfarbeit heraus. Tu's!“

„Was bist du für ein Mensch! Mi ch drücket dein Widerspruch nieder. Sag, Schiller; meinst du, dies sei ein Wank bei mir?“

„Warte!“ Fritz Schiller grub hinter dem Kopspolster, in seinem Papierversteck. „Ich lese dir was vor, ein Manuscript vom armen Schubart, das mir sein Sohn gab. Da ist's! Höre!“ Mit falscher Betonung und mit in tiefster

will sie ihn zu keiner Mangeligkeit verleiten! Nur zeigen soll er ihr den Brief. Rathlich zerreißt sie ihn vor seinen Augen und wisst die Fäden lachend ins Feuer des Kamins.

Aus solchen seltsamen Voraussetzungen, die in der Hand von anderen nur Fäden für irgendein gleichgültig verwickeltes Kriminalstück ergeben hätten, entwickelte sich in Mitners Mittelstalt das originellste Durcheinander von Kontrasten. Die von der Frau des Staatsanwalts verübte Einlogierung der Fremden mit dem Kinde in ihres Mannes Haus bringt diesen Würdigen in die peinlichsten Verlegenheiten, die sich bei dem Erscheinen des mysteriösen nun freigesprochenen Angeklagten ins Ungemessene steigern. Der hübsche junge Mann, der wie ihm glaubwürdig attestiert wird, keine Fliege töten kann, ist eine prächtige, unüberwindliche komische Karikatur erdentrückten holdselig lächelnden Wesethenwahnsinns, der die gemeine Wirklichkeit der Dinge in seinen Phantasien endgültig überwunden hat. Er lebt im Glauben an das Ideal und meint es jeden Augenblick in einer anderen Weislichkeit zu finden. Er versteht es gar nicht, wie die Frau Staatsanwalt, der er sich glücklich triumphierend vorstellt, den Sinn seiner Feilen nicht sofort begreifen konnte: das Schuldbekenntnis sollte doch, das ist ja sonnenklar, nur eine Huldigung ein Ausdruck unbegrenzten Vertrauens in ihre Herzengüte sein. Doch sein Entzücken schlägt, als er erfährt, sie habe das Bekenntnis nicht getreu genug gehütet, höchst pudig auf der Stelle in kindlich trogige Mißgelauntheit um. Was nützt ihm seine Preisprechung, wenn das Vertrauen seiner gläubigen Seele wieder mal getäuscht ist? Die Sache macht ihm keinen Spaß mehr. Er droht, die Selbstbezichtigung öffentlich zu wiederholen. In seinem Aufeinanderplayen mit dem erschrockenen Staatsanwalt erreicht der Uebermut phantastisch-parodistischer Laune den Gipfel. — Der dritte Aktzug, der keine Steigerung mehr bringen konnte, bereitet nach dem plötzlichen Verschwinden des abenteuerlichen Paares, vor dem das Kind zurückgelassen wird, mit freudlich auf den Stil des Stückes abgestimmten Humor auf die Adoption der Kleinen durch den noch immer unerschütterlich selbstgerechten juristischen Papa vor.

Die von Dr. Cloesser, dem früheren Feuilletonisten, inszenierte Aufführung, in der die Hauptrollen durch die Herren Scharth, Göy, Landa und die Damen Winda und Elfe Wallermann vorzüglich vertreten waren, ging den Intentionen des Dichters durchweg verständnisvoll feinsinnig nach. dt.

Notizen.

— Freie Volksbühne. Das 5. Konzert am Sonntag (Silvester) mit dem Philharmonischen Orchester bringt Verlioz: „Episode aus dem Leben eines Künstlers“ und Franz Liszt: „Prä-ludien“, Egmund von Hausegger dirigiert.

— Theater. Im Komödientheater wird am Samstagabend 6 Uhr und Sonntag 7 Uhr Vortrag mit farbigen Lichtbildern: „Ägypten und der Nil“, Montag 6 Uhr „Bilder aus dem Harz, Thüringen und Riesengebirge“, 7 Uhr „Das Werner Oberland“, Dienstag 7 Uhr abends Lichtbildervortrag von Direktor Dr. Argenholz: „Unser Planetensystem“.

— Kriegergräber. Man will über eine „würdige, soldatisch schlichte Gestaltung“ der Gräber der Gefallenen wachen. Im Kultusministerium wie für die einzelnen Provinzen unter dem Vor-sitze des Oberpräsidenten sind amtliche Beratungsstellen für Kriegergräber begründet worden. Auf Einladung des Kultusministers fand jetzt eine zahlreich besuchte Versammlung von bedürftlichen Vereinen, Künstlern und Gartenarchitekten statt. Hervorgehoben wird, besonders die Frage guter Friedhofsordnungen für Ehrenfriedhöfe habe dort Beachtung gefunden.

Die Bedeutung dieser Organisation für Kriegergräber wird davon abhängen, ob sie die Gefahr ansieht, daß dem künstlerischen Schaffen durch behördliche Weisungen die Hände gebunden werden.

— Karl Ludwig. Heute ist der hundertste Geburtstag Karl Ludwigs, eines der Begründer der modernen Physiologie. Der in Hagenhausen bei Kassel Geborene hat mit großem Erfolg den Kampf gegen den Vitalismus, gegen die Lehre von einer besonderen Lebenskraft aufgenommen. Er hat mit zahlreichen Genossen die spekulative Richtung auch aus der Physiologie verbannt und an ihre Stelle die exakten Untersuchungsverfahren gesetzt. Er starb 1895 in Leipzig, wo er lange gewirkt hat.

— Menzel-Fund. Sieben von Menzel für „Auglers Geschichte Friedrichs des Großen“ gezeichnete Zeichnungen, die vergessen waren, sind in einem Privatdruck des Leipziger Bibliophilenabends erschienen. Sie stellen, erstmals reproduziert, die Bildergalerie von Sanssouci dar, das Neue Palais, die Communis, den Potsdamer Parkall, die Berliner Bibliothek, das einstige Palais des Prinzen Heinrich und schließlich die Gendarmenlieerne.

Erregung kippender Stimme las er, den Arm gestreckt als lade er die ganze Welt zu horchen ein:

Die Fürstengruft.

— Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer, Ehmals die Höhen dieser Welt! Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer Des blassen Tags erbleit! — — — An ihren Urnen weinen Marmorgerister, Doch kalte Tränen nur, von Stein, Und lachend grub vielleicht ein weißer Meister Sie einst dem Marmor ein. — — — Sprecht Höllinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe, Nur Schmeichelein ins taube Ohr! Verändert das durchlauchtigste Gerippe Mit Weibrauch wie zuvor. — — — Er steht nicht auf, euch Weisfall zugulächeln, Und wiehert keine Toten mehr, Damit geädmeten Josen ihn belächeln Schamlos und geil, wie er.“

Fritz Schiller warf das Blatt von sich und ritz mit fahriger Hand das eigene Manuscript vor die Augen, die Wangen brannten. „Nora! weiter, Scharffenstein! Wie ist das? Veste! ich neben ihm? Menschen — Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! Ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Wippen! Schwerter im Busen! Löwen und Leoparden füttern ihre Jungen, Raben fressen ihren Kleinen auf dem Ras, und Er, Er — Possheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboter Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Regäre wird: o, so fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwildere zum Tiger, sanftmütiges Lamm! und jede Faser rede sich auf zu Grimm und Verderben!“ — Wie ist das? Heh! Sage! Befenne! Beichte!“ Schillers Augen ersiehten und be-fahlen Lob.

Kalte Schauer rannten über Scharffensteins Rücken, die trockne Kehle schlaute und war stumm.

„Sag! Scharffenstein! Vergleich uns beide! Schubart und ich! Wer kann mehr?“

Wie gelähmt sah Scharffenstein unter dem vehementen Sturz der anprallenden Leidenschaft. Leuchtenden, gläubigen Auges fand er endlich die Sprache wieder: „Ja, Schiller, ja! Das ist genial! Das brennt wie Lavaglut. O Gott, was bin ich dagegen; wie klein bin ich neben dir!“

(Fortf. folgt.)

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Mola.

„Herr Schiller! da hat der Herr Professor Abel für Sie a Büchle ab'gebe, das Sie fleißig nütze sollten, wenn's das Fieber verschattet.“

„Dergegeben!“

„Glei, glei! I hab' noch was auszuriichte. Der Herr Professor hat g'sagt, es sei so was wie ein Räuber drinne, der auch net ohne sei; Sie sollet's durchschütudiere. Da habe Sie's Büchle. Wollet Sie keine Pille net nehme?“ — Fritz Schiller schüttelte wild den Kopf. — „No, Sie werdet auch so g'sund; es fehlt Ihnen eh' niz!“ Das Faktotum, das von Abel reichlich mit Geld und Tabak bestochen wurde, wadelte zur Türe. „Wenn i kloffe tu, dann kommt die Inspektzion!“ Karl Eugens lahmer Kettenhund verschwand.

Fritz Schiller schlug das Buch auf. „Cervantes — Don Quixote.“ Ein Brieflein lag vor ihm, er ritz es auf und las:

„... Des spanischen Dichters Vanditen hat auch er-kittenes Unrecht dazu getrieben, die Rache zu seinem Gewerbe zu machen. Er erkennet das Vermessene seines Beginmens erst, als es zu spät ist. Avis au lecteur!! (Werken Sie sich sich) — — — Sonst: gute Besserung, Schwindelmeier! und der Peterjen meint, die Stelle, wo die Stadt angebrannt und geplündert wird, wo der Pulverturm in die Luft knallt, dertweil die Glocken brüllen und Kranke, Kindbetnerinnen und hochschwängere Weiber hingemordet werden, die sei — ebenso wie die Szene vom Cäcilienkloster! — entschieden zu stark und müßte weg! Ein Urteil, dem sich von Herzen anschließet Ihr getreuer Abel.“

Fritz Schiller hallte so heftig die Faust, daß der Scharffenstein vergaß, in die trachende Bettlade zu steigen. „Gerade die Stelle ist wahr — über das Cäcilienkloster kann man nachdenken, an dem liegt mir nicht viel! — Scharffenstein, die Szene vom Stadtüberfall hat mir mein Vater in bitterer Stunde erzählt, die ist in Böhmen geschehen! Die Stelle bleibt! Das zudernäherige Publikum verträgt nicht die Wahrheit! Aber ich will sie ihm um die Presse hauen, daß es wimmert! Sie bleibt!“ Das Buch flog unter die Decke: es hat geklopft! Van Swietens Comentarion zu Boerhaves



